

Die Kinder des Mossad

Die israelische Autorin Michal Zamir erzählt von ihrer Kindheit im Herzen des israelischen Generalstandes **VON ANNABEL WAHBA**

Der ehemalige Mossad-Chef und Armeegeneral Zvi Zamir wird Schlimmstes befürchtet haben, als er erfuhr, dass seine Tochter Michal wieder an einem Roman schreibt. Gerade war sie bekannt geworden mit einem Skandalbuch über die israelische Armee, das auch eine Abrechnung mit ihm war. Das Buch markierte eine »Wegscheide« in der neuen hebräischen Literatur und sei eines der »spannendsten des Jahres«, jubelte die israelische Literaturkritik.

Nun also ein weiteres Buch von der 1964 in Tel Aviv geborenen ungehorsamen Generalstochter. Eines, in dem es um den Heimatort der Familie Zamir gehen würde, eine Siedlung, die in den fünfziger Jahren für die Elite des Landes gebaut worden war. Hier lebten sie alle auf einem Fleck: Jitzhak Rabin, Mosche Dajan und all die anderen Armeegeneräle und Staatsgründer. Eine Geschichte über diese Siedlung, erzählt von seiner renitenten Tochter – das konnte dem Vater nichts Gutes verheißen.

Immerhin gibt Michal Zamir der Siedlung im Roman einen anderen Namen, sie nennt sie Neue Chanit, Oase des Speers. Hier verbringen die Armeegeneräle ihren Ruhestand, sie sind alt und machtlos geworden, aber ihre Häuser sind noch immer viel wert. Die junge Wirtschaftselite – Diamantenhändler und Hightech-Unternehmer – begehrt diese Grundstücke, um dort Villen im toskanischen Stil zu erbauen.

Im Zentrum des Buches steht der schamlose Immobilienmakler Gabi Chayek, der den Alten nach und nach ihre Häuser abschwatzt und ihnen stattdessen einen Platz im Seniorenwohneheim besorgt. Sein oberstes Ziel: Er will in der Siedlung ein Spa im hellenischen Stil eröffnen.

Doch damit stößt er auf Widerstand im Siedlungsrat. Für dessen Vorsitzenden Schraga Livni, Generalmajor a. D., ist ein Spa nichts anderes als ein »Bordell in einer Wohnsiedlung, deren Alteingesessene das Land eigenhändig aufgebaut haben«. Im Spa sieht er nur ein weiteres Indiz für den Untergang der israelischen Gesellschaft, eine Fortsetzung des Zerfalls, der 1973 mit dem schmachtvollen Jom-Kippur-Krieg begann, jenem Krieg, der allen klargemacht hat, dass die israelische Armee nicht unbesiegbar war.

Michal Zamirs Vater, als ehemaliger Chef des mächtigen israelischen Geheimdienstes selbst Teil der alten Elite, mag sich in der einen oder anderen Person wiedererkennen. Aber einen Skandal muss er nicht befürchten. Während Zamirs erster Roman *Das Mädchen* einer verbalen Bombe gleich und Michal Zamir darin die israelische Armee als Hurenhaus beschrieb, in dem sich die Beschützer der Nation an 18-jährigen Mädchen vergreifen, kommt der neue Roman *Die Siedlung* viel leiser daher. *Das Mädchen* hatte Zamir wie in Trance in nur drei Monaten geschrieben, einer inneren Eingebung folgend. Es war der Höhepunkt einer 20 Jahre andauernden Rebellion der pazifistisch eingestellten Tochter gegen den militaristischen Vater. Mit dem Buch war endlich alles gesagt, worüber zuvor immer geschwiegen worden war.

Deshalb erstaunt es auch nicht, dass sich Zamir jetzt in der *Siedlung* so eindeutig auf die Seite der Generäle schlägt, die sie zuvor mit voller Wucht angegriffen hatte. Auf die Abrechnung folgt die Versöhnung. Die *Siedlung* ist eine fast zärtliche Liebeserklärung an den Ort ihrer Kindheit und eine Parabel auf

das heutige Israel, in dem die Ideale der Gründerväter nichts mehr zählen und in dem nur noch das Geld regiert. Michal Zamirs neuer Roman ist zwar literarisch ausgereifter und erwachsener, aber auch braver, trotz der humorvollen Derbheit ihrer Sprache.

Die 44-jährige Zamir schrieb gerade an diesem neuen Roman, als das *Mädchen* im Sommer 2007 in Deutschland erschien. Wenn man damals mit ihr in ihren Heimatort fuhr, näherte sie sich ihrem Elternhaus nur von Weitem. Das Haus war soeben verkauft worden, im Vorgarten stand noch das Schild des Maklers. Michal Zamir fuhr mit dem Auto vorbei an dem schlichten Bungalow, dessen braunes Ziegeldach tief über das Gebäude ragte wie ein ins Gesicht gezogener Schlapphut. Erst hundert Meter weiter blieb sie stehen, das Auto wollte sie jedoch nicht verlassen.

Michal Zamirs Eltern waren gerade in ein Seniorenheim gezogen, sie hatte ihnen geholfen, den Bungalow auszuräumen. Bis heute hat sie ein Erinnerungsstück daran in ihrer Wohnung: das rote Telefon des Vaters, das sie als Kind nie abheben durfte, wenn es klingelte. Es stellte eine direkte Leitung zum Büro der Ministerpräsidentin her.

Was bei der Fahrt in ihren Heimatort in Michal Zamir vorging, kann man in ihrem neuen Roman nun lesen. Hilali, die eine lustvolle, aber liebevolle Affäre mit dem geldgierigen Makler Gabi Chayek hat und deren Mutter

gerade ihr Haus an ihn verkauft hat, schafft es nicht, am elterlichen Grundstück vorbeizufahren. »Wenn es einen persönlich berührt, tut einem alles weh«, schreibt Michal Zamir.

Hilali und Gabi verbindet eine – etwas vorhersehbare – Liebesgeschichte, die schnell erkaltet, sobald die Lust dem Alltag weicht und die intimen Zusammenkünfte zur Gewohnheit werden. Anfangs scheint es Chayek noch so, als würde Hilali »Hinterm französisch parlieren«, dann muss er einsehen, dass »Gutes nicht ewig währt«. Den beiden fehlt der Sinn, der die Beziehung festigen würde, es fehlt die Liebe. Ebenso kommt den alten Militärs der Lebenssinn abhanden, sobald sie ihre Häuser verlassen haben. Sie sind dann zwar Millionäre, aber sie haben ihr Heim verloren. Und: Was macht man überhaupt mit 2,5 Millionen, wenn man schon Mitte siebzig ist? Ein Ehepaar sucht den Ausweg im gemeinsamen Selbstmord. Auch Siedlungsrat Schraga Livni, der so lange gegen

gewährt, geht sehr viel tiefer: Es dokumentiert das Ende einer Epoche, weil die, die 1948 im Unabhängigkeitskrieg um die Existenz des jüdischen Staates gekämpft haben, bald nicht mehr da sein werden. Michal Zamir beschreibt den Abschied von einer ganzen Generation, den Gründervätern. Und es geht ihr dabei um die Frage, wo ein Land hinsteuert, das keinen gemeinsamen Glauben mehr hat außer dem Glauben an das Geld.

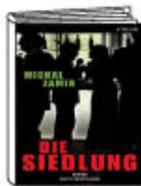
Das ist ein Blickwinkel, wie ihn auch ihr bekannter Schriftstellerkollege Etgar Keret einnimmt. Er verglich Israel einmal mit einem Bagel: Wenn man in die Mitte guckt, klafft da ein Loch. Das alte Israel, zusammengehalten von einer Idee, dem Zionismus, gibt es nicht mehr. Zwar erlebt das Land ein Wiedererstarken der Religion, immer mehr Israelis wenden sich der Orthodoxie zu. Aber woran glauben die, die nicht religiös sind?

Die Einheit ist dahin. Michal Zamir sagt, diese Entwicklung habe Anfang der siebziger Jahre begonnen, als die sozialistisch-zionistischen Pioniere von einst immer mehr zu Besitzern wurden. Als sie selbst Mitte der achtziger Jahre ihren Armeedienst ableistete, verstand sie, dass »wir den Palästinensern nicht, wie mir immer gesagt wurde, ein gutes Leben gebracht haben«, sondern sehr viel Leid. Damals begann auch ihre persönliche Suche.

Obwohl sie 20 Jahre lang gegen den Vater rebelliert hat und gewiss keine Zionistin ist, weiß sie die Ideologie heute offenbar zu schätzen. Sie folgte ihrem Leitsatz: »Wenn du dich nur lange genug mit einem Feind beschäftigst, machst du ihn dir zum Freund.« Der Satz stammt übrigens von ihrem Vater.



Michal Zamir, geb. 1964, lebt mit ihrer Tochter in Tel Aviv



Michal Zamir: Die Siedlung. Aus d. Hebräischen von Ruth Achlama; Atrium Verlag, Zürich 2009; 221 S., 19,90 €

Lass uns den Sommer genießen

Esther Kinskys vielstimmiges Romandebüt erzählt von der Hitze, dem Sichttreibenlassen, der Auflösung aller Grenzen **VON BETTINA HARTZ**

Die Hitze flimmert über dem flachen Land, der heiße Wind treibt den Staub durch die Vorstadt, die Sonne brennt auf die Felder, und nachts liegen sie wach und können nicht schlafen. Dann sagen sie, lasst uns in den *südlös* fahren, die Feriensiedlung am Fluss, wo die Stelzenhäuser stehen, wo man in der Kneipe ein Bier trinkt, wo man badet und grillt und in der Sonne liegt. Und wo in diesem Jahr, in dem die Frühlingshochwasser ausblieben, nie gesebene Sandbänke auftauchen und an den blasgelegten Uferböschungen der in die Baumwurzeln und Brennnesseln verschlungene Müll. Denn jetzt ist es da, der Sommer, der Hitzesommer, an den sich später alle erinnern werden.

Dabei scheint zunächst alles zu sein wie immer. Was geschieht, geschieht, ob heute oder morgen, darauf kommt es nicht an in diesem Niemandsland, diesem Ort an der Grenze, in dem die Zeit stillsteht und sich doch alles verändert, die Besitz- und die Arbeitsverhältnisse, die Liebe und der Hass. Nur lässt sich dann später nicht sagen, wie es gekommen ist, wie in dieser Welt, in der sich alles gleich bleibt, weil alles wiederkehrt, die Leben zerfasern und die Menschen von Unruhe und Sehnsucht erfasst werden und anfangen, wieder den alten Traum vom Glück zu träumen, das doch irgendwo zu finden sein muss. Und wie sich die einen doch nicht losreißen

können von ihrem alten Leben und also bleiben. Und wie die anderen, die ewigen Nomaden, die nichts wünschen als sesshaft zu werden, doch wieder fortziehen in die Fremde.

Virtuos bewegt sich Esther Kinsky, bekannt als Übersetzerin aus dem Englischen, Russischen und Polnischen, gerührt insbesondere für ihre kongenialen Übertragungen der Romane und Erzählungen Olga Tokarczuks, in ihrem Romandebüt zwischen den Gegensätzen einer archaischen Welt und dem nicht enden wollenden Nachwendeprovisorium in der ungarischen Provinz. Vor cinemascopebreiter Sehnsuchtskulisse im Nigendwo einer endlosen Ebene lässt sie ihre Figuren auf- und abtreten und in wechselnden Unschärfen flimmern wie die Landschaft, über der die Sonne von einem weißen Himmel brennt. In jeweils nur ein, zwei kurzen Kapiteln treten die Figuren ihres Sommertheaters auf, gehen ein Stück, verharren, ergreifen das Wort, rauchen, schauen, verstummen. Und allmählich fügen sich aus den Szenen Geschichten, die von dem Mit- und Ineinanderverstrickten des einen mit der anderen erzählen.

Da ist der kehlkopfkranke Schrotthändler und Kneipenbesitzer, der seiner gemütskranken, untreuen Frau einen Swimmingpool schenkt. Da sind der Eisenbahner mit den beiden teuren Puddeln, die er im Zorn erschlägt,

woraufhin er einen Schlaganfall erleidet, und seine Frau Moni, die eine großsprecherisch »Bar« genannte Kneipe führt, in der sie die von ihrem Mann verlassene Ildi mit Schnäpsen tröstet. Da ist Drágán, ehemals Vorarbeiter einer landwirtschaftlichen Genossenschaft, der will, dass Ildi ihn »glücklich« macht. Da ist Kriszti, ehemals Zigarettenmugglerin, jetzt Gelegenheitsputz- hilfe im Wartesaal des Bahnhofs, die nichts von ihrem Geliebten will als seinen Rücken, an den sie sich anschniegt in der Nacht.

Und wie die Menschen träumen auch die Vögel von der Freiheit – und flüchten sich wie sie dann doch wieder in die vertraute Enge: »sie fraßen und rupften und irrten (...) immer wieder zurück durch das Tor in ihre Umzäunung, glotzten durch den Maschendraht hinaus, als wollten sie sich vergewissern, dass alles beim Alten blieb, das Drinnen und Draußen, die von den Drähten umwürfelte Welt, ihre kleine Zuflucht auf graugewetztem Grund.«

So geht es allen: Sie träumen von der Fremde und haben vor der Fremde Angst, sie wollen nicht weggehen, sondern bleiben, im Bleiben die Sehnsucht spüren, die sich nicht erfüllt. Diese widersprüchliche Bewegung, die dem Stillstand zum Verwechseln ähnlich ist, nimmt Esther Kinsky in der Sprache auf, indem sie lakonische Bestimmtheit neben poetische Ver-

wandlung, das Knapp-Realer neben Märchenhaft-Unheimliches setzt, unmittelbar benachbart, oft nicht einmal durch ein Satzzeichen getrennt: »Die Frauen gingen über den Brennnesselpfad. Er war eng und stank.« Das ist die eine Welt, die der Tatsachen. Doch dann beginnt es zu wuchern: »Ein Dusterpfad mit altem Pappelschaum und unheimlich besudelten Kleiderfetzen« – ein Aufscheinen der anderen Welt, bevor es weitergeht: »am Ende ein Müllfeld, wo stets kleine Feuer glommen.«

Leichtfüßig wechselt die Sprache die Seiten, negiert die Grenze und betont sie zugleich. Und diese Wechsel in der Sprache und also in der Perspektive auf das zu Erzählende, durch und in der Sprache Erzählte, das Übersetzen von der Welt der Realien in die der Poesie, lässt den Roman flimmern wie die unter der Hitze brütende Landschaft, von der er erzählt – oder die ihn erzählt, denn ist es am Ende nicht die Landschaft selbst, die zum Erzähler wird in diesem vielstimmigen Buch?

»Ich möchte in den *südlös* fahren«, sagt Antal eines Abends. »Lass uns in den *südlös* fahren und den Sommer genießen. Am Fluss liegen. Die Augen schließen. Ich möchte nichts mehr sehen, einmal nichts mehr sehen.« Sie fahren. Nehmen Miklós mit und fahren in den *südlös* und dort mit einem der Kähne auf den Fluss

hinaus, und man weiß nicht, ist es ein Unfall, ist es Absicht? Reicht ein Gedanke, eine Nachlässigkeit dem anderen gegenüber, um ihn verschwinden zu lassen? Und wer ist die Frau, die aus der Fremde, die sich vom Schlagerradio-mann, der in den *südlös* kommt, das Lied *Idégek foléne ne siess* wünscht, »Eile nicht in die Fremde«, und dann wie aus Versehen, und doch auch mit Absicht, im Fluss ertrinkt – oder nicht ertrinkt, abtaucht, verschwindet im Auwald-dickicht der Insektflut?

Es ist ihre mit dem Fluss sich verbindende, auf den Fluss lauschende, den Fluss aufnehmende Stimme, die den Sommer zu Ende gehen und den Herbst kommen lässt, Wind, Wolken, Regen, den Holunder- und Apfelgeruch, den Rauch, das Feuer, Die Leere, Die Leere, die jetzt auch von der Buchseite heraufdröhrt oder lockt, wer will das entscheiden, nur noch ein paar Zeilen, dann ist auch für uns, die Leser, die Sesshaften, die aber die Sehnsucht in die Bücherfremde treibt, die »Sommerfrische« beendet. Aber wir ziehen mit, machen uns auf wie die verstummte Stimme »in ein Leben (...), auf der anderen Seite, andernorts.«

Esther Kinsky: Sommerfrische. Roman; Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2009; 128 S., 16,80 €

www.novumpro.com

Anatol Egbuna
OYIBO!!!
Weißer Sohn eines schwarzen Vaters

ISBN 978-3-85022-769-8
208 Seiten
Euro (D) 18,40

Manuskripte herzlich willkommen!

Viele Autoren sind enttäuscht, wenn sie ihr Werk einem Verlag anbieten und dieser ablehnt oder keine Reaktion zeigt. Wir sind der Meinung, dass es viele gute unveröffentlichte Manuskripte gibt, die die Chance einer Veröffentlichung erhalten sollen. Unsere Aufgabe ist es diese Möglichkeit zu schaffen.

novum pro Verlag · Rathausgasse 73 · A-7311 Neckenmarkt · Tel: +43 (0)2610/43111 · Fax: +43 (0)2610/43111 28
AUSTRIA · GERMANY · SWITZERLAND · HUNGARY